

# Gott grüezi!

Autor(en): **Tobler-Schmid, Frieda**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **209 (1930)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374833>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

fen wegen, die man gewöhnlich „Märzendreck“ nannte). Einmal kam ich gerade dazu, wie ein größerer, roher Bursche ihr dieses Wort zurief. Es war im Freien. Ich stürzte auf ihn zu, packte ihn und rief: „Sagst du das der Beata noch einmal?“ „Ja, so viel ich will“, gab er trotzig zur Antwort und setzte sich zur Wehre. Aber schon lag er am Boden und erhielt nun rechts und links Schläge, daß es flatschte. Er suchte zu beißen, aber ich hielt ihm die Finger nicht hin. Flehentlich bat er nun, ihn loszulassen und versprach, der Beata keine Uebertaten mehr nachzurufen. Jetzt gab ich ihn frei und erhielt dann von dem Mädchen, das dem Strafgerichte zugesehauet hatte, einen langen und dankbaren Blick, der mich ganz eigen durchschauerte und so stolz und mutig machte, daß ich auch den Teufel nicht gefürchtet hätte. Es gab in der Anstalt wohl noch etwa zwei, drei Buben, welche schwerere Lasten und größere Heubürden zu tragen vermochten als ich, aber im Ringen und Turnen tat es mir keiner gleich, und wenn ich anfaßte, der mußte ins Gras beißen oder doch den Himmel anschauen. Außer dem Hausvater, dem Weblehrer und dem Knecht fürchtete ich niemand.

Als Ritter und Beschützer der Beata durfte ich jetzt auch ein wenig vertraulicher tun und sie kam mir ebenfalls entgegen, aber sehr sachte und vorsichtig. Beim Begegnen ein freundlicher Blick, ein ganz leises Schüpfchen mit dem Ellenbogen, später auch ein Fassen und Drücken mit der Hand — das gestatteten wir uns und es tat beiden so wohl. Wir merkten es gegenseitig ganz gut. Jetzt verstand ich auch, was in einem warmen Händedruck liegen kann. Ich glaube, wir hätten damals für einander sterben können. — Das arme Kind lag wenige Jahre später schon in Sarg und Grab. Es schien zu zart für dieses rauhe Leben zu sein.

Einst, als ich Beata allein traf, frug ich sie: „Du, was ist dein Vater, was tut er und wo ist er daheim?“ Da sagte sie ganz leise und rascher, als es sonst ihre Art war: „Sei still, ich habe keinen und trage den Namen der Mutter, du weißt schon!“ Und fort war sie; ich glaube mit Wasser in den schönen Augen. Wie sie mich dauerte! Ich hatte meinen Vater auch nie gesehen und gekannt, da er mir vierzehn Tage vor meiner Geburt entrisen ward, aber ich trug doch seinen Namen.

Arme Beata! In dem Stücke war sie nicht glücklich zu preisen. Mit welcher kindlicher Liebe würde sich diese edle Seele einem guten Vater hingegeben haben!

Ich verriet natürlich von dem Geheimnis nichts. Wie es aber so zu gehen pflegt, die Sache kam doch aus und an den Tag. Die älteren Knaben und Mädchen wußten bald darum und es fehlte nicht an allerlei schadenfrohen Bemerkungen, besonders bei letzteren, die auf Beata eifersüchtig waren, weil sie sozusagen nie gestraft und gezüchtigt werden mußte. Besonders Kösi's Mäulchen war eifrig im Erzählen und Berichten. Aber auch die Knaben steckten ihre Köpfe zusammen und ich kam einmal gerade dazu, wie einer den andern erzählte, die rote Beata hätte keinen Vater und sei unehelich, er wisse es ganz genau. „Und wenn du das nochmals sagst, so hast du es mit mir zu tun“, rief ich in den Kreis hinein und trat drohend auf den Burschen zu. „Verstehen?“ Brummend gingen die Knaben auseinander und ich hörte noch, wie einer halblaut sich äußerte: „Man darf nichts mehr sagen, die Röttschi ist halt kein Schatz, nachdem ihn die Kösi nicht mehr gewollt hat.“ Unter Umständen wäre es dem Burschen übel gegangen, aber das Urteil, Beata sei mein Schatz, freute mich so sehr und machte mich so stolz, daß ich ruhig blieb und ihn laufen ließ. Das wegen der Kösi kümmerte mich nicht mehr. So oft ich mir jenes Urteil wiederholte, Beata sah oder nur an sie dachte, fühlte ich mich gehoben und das Lernen ging frischer und freudiger vonstatten.

Beata war nur vorübergehend im Waisenhaus untergebracht und wurde bald von gutgestellten Verwandten angenommen. Ich vermochte kaum von ihr Abschied zu nehmen und nur der anwesenden Knaben und Mädchen wegen gelang es mir einigermaßen, mich zu fassen und zu halten. Sie blieb merkwürdig ruhig; ahnte sie wohl ihre baldige Vollendung? Doch behielt sie meine Hand länger in der ihrigen und weilte ihr herrliches Auge länger auf mir, als es bei den andern der Fall war. Und ihre letzten Worte: „Lebe wohl; ich danke dir für alles, alles!“ waren für mich der stolze, herrlichste Lohn, den ich mir denken konnte. —

Nach wohl zwei Jahren starb die immer schwächer werdende Beata, wie es hieß, an einem Herzleiden. Ob man dort verstanden, was für ein Herz aus diesen Augen gesprochen, so leise und doch so vernehmlich, das kann ich nicht sagen. Mir aber ist seitdem der Name Beata wie ein geheiligter gewesen und hat ein stilles, reines Leuchten zurückgelassen.

Das Beste und Liebste wird nicht alt; es stirbt früh, aber um in immer frischer Jugendlichkeit fortzuleben, unverlezt vom Zahn und Wandel der Zeit.

## Gott grüezi!

„Gott grüezi!“ säät der Appenzeller.  
Das ist doch gwöß en schöne Grueß,  
Wo jede, dem er gelt, au wieder  
Wo selber herzli z'roch gee mueß.

Es liit so oogmää viel behender  
Und 's bruucht derzue e früntligs Gsicht;  
En Söderi, me wert's au globe,  
Ist gär nüd of seb Wort verpicht.

Es chiit so liepli, wie=n=e Glöggli,  
Wo Melodii in Alltag streut;  
Und dorom säget meer „Gott grüezi“,  
Will üüs die Musig selber freut!

Frieda Tobler-Schmid.